Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 36 (1895)

Artikel: Der Cholderi : eine Erzählung aus dem Volksleben
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007894

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Cholderi.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

I. Was beim Nußdütschen allerlei berichtet wird.

Damals, als noch nicht in Haus und Stall die Petroliumflamme strahlte und das bescheidene Oellämpchen noch nicht durch das elektrische Licht verdrängt war, als noch die Nußbäume in dichten Reihen die Landstraße beschatteten, da gehörte auch das „Nußkernen" zu einer der beliebtesten Winterarbeiten. Wenn die Baumnüsse schon längst gesammelt und droben auf der Diele getrocknet waren, da suchte eines Morgens der Vater aus dem alten Grümpel einen Eisenweggen oder Gewichtstein hervor, legte ihn auf den Tisch und Buoben und Meitschi setzten sich zweg. Der Melk brachte ein Tschiferli voll Nüsse von der Ruoßdiele herab und das Nußdütschen ging los. Daß besonders die Kleinen bei dieser Arbeit von der Hand in den Mund lebten, ist begreiflich; während aber ihre jungen Mäuler derartig beschäftigt waren, blieben auch diejenigen der Alten nicht müßig. Mancher Spaß wurde erzählt, manches Geschichtlein zum Besten gegeben. Nie aber ging es kurzweiliger und gemütlicher zu, als wenn der Hülpi-Xaveri dabei war, so hieß nämlich ein „alter, lediger Buob" aus der Nachbarschaft. Der Xaveri hatte in seiner Jugend viel durchgemacht, war einer der chächsten und propersten Burschen gewesen, wie er aber zu seinem verkrüppelten Bein gekommen sei, das hatte er noch niemanden erzählt. Fragte man ihn darüber, so schwieg er, oder er fing an, von etwas anderem zu reden. Seit Jahren lebte er still und zurückgezogen für sich und loschierte beim Burdisack-Toni in der obern Laube.

Wenn der Xaveri merkte, daß wir am „Nußkernen" waren, so kam er jedesmal zu uns herüber und war ein lieber, gern gesehener Gast.

So saßen wir wieder einmal um den Tisch herum; der Vater hatte den Hammer beiseite gelegt, denn ein großer Haufe Nüsse lag geöffnet zum Auskernen bereit. Aufgefordert, etwas zu erzählen, fing er vom Muotathaler Schelbert zu berichten an, den er selber noch gekannt hatte. Von dem hätten die Leute geglaubt, er besitze doppelte Nerven, so unvernünftig stark sei er gewesen. Als man den Bödmerwald abgeholzet habe, da sei der Märtel Schelbert auch dabei gewesen und habe im ganzen gegen 300 Sägträmmel auf seiner Achsel aus dem Tobel herausgetragen. Der Hülpi-Xaveri meinte aber, starke Leute habe es früher bei uns auch gegeben und die alten Chastler seien öppen auch keine Zwerge gewesen. Einst habe der Chastler-Karli mit einem jungen Stier ein Kalkröhrli in's Buochli hinauf schlitteln wollen, aber für das Munili sei die Fuhr zu schwer gewesen und der Schlitten sei stecken geblieben. Da habe der Karli kurzen Prozeß gemacht, er habe das Kalkröhrli mit einem Seil auf seinen Rücken gebunden und die Burdi gemütlich selber in sein Heimen hinaufgetragen.

„Das war der Vater vom Säckelmeister sel.," fuhr hierauf unser Vater fort, „und daß der Säckelmeister einer der stärksten Unterwaldner gewesen ist, das ist, meine ich, g'nugsam bekannt. Als er noch jung war, da machte es ihm wenig Arbeit mit einer Brente voll Milch am Rücken über einen dreilättigen Haag hinüberzuspringen, ohne sich mit einer Hand zu stützen. Ich selbst habe es mit eigenen Augen gesehen, wie der Säckelmeister auf der Schwyzer Allmend einen Stier gebändigt hat. Es war auf einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, als auf der Altmatt plötzlich ein Muni laut brüllend auf einen Trupp Wallfahrer losstürzte. Der Säckelmeister, der sich gerade bei diesen Leuten befand, erklüpfte aber nicht gar stark, sondern hob einen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf das heranstürmende Tier, daß der Stein an dessen Stirne in Stücke sprang. Der Muni aber wollte mit dem kräftigen Unterwaldner nicht mehr anbinden, er machte ganze Wendung kehrt und suchte das Weite." „Der Burdisack-Toni hat mir auch ein G'schichtlein vom Säckelmeister erzählt," sagte drauf der Xaveri. „Es war zur Zeit, wo die

Spaniolen in unser Land kamen und Kühe aufkauften. Die Spaniolen aber wollten, wie ihr wohl wißt, keine leichte Waare einhandeln, je schwerer die Kuh war, um so teurer wurde sie bezahlt. Mit einem solchen Spaniolen kam auch einst der Säckelmeister zum Burdisack-Toni und g'schauete dessen Kühe. „Das sind ja alles leichte, g'ringe Chüeli," sagte er lachend und fragte, welche Kuh der Burdisack-Toni wohl für die schwerste halte. Der Toni wäre bald taub geworden, aber er merkte, daß der Säckelmeister nicht im Ernst gesprochen habe und zeigte ihm das Tier, das er für das schwerste hielt. „Das soll 'ne schwere Kuh sein," sagte drauf der Säckelmeister, ergriff den Tschäpp bei den hintern Beinen und lüpfte so die zappelnde Kuh in die Höhe. Der Spaniol soll kuriose Augen gemacht haben, aber nicht ob dem leichten Gewicht der Kuh, sondern ob der Kraft seines Begleiters. „Ja, ja, das waren Leute, die Chastler, baumstark und dabei so fryn, so gut, daß sie keinem Kind hätten ein Leid anthun können. Von den Händeleien, wie sie früher und auch jetzt noch so oft vorkommen, wußten sie nichts; sie waren keine Cholderi." „Weißt öppe auch von solchen z'brichten, Xaveri?" fragte der Vater und zwinggete mit den Augen, „ich meine, dein Bein ist auch nicht von selber so krumm geworden, und wenn es erzählen könnte — —" „He, laßt mich mit meinem Bein in Ruh," unterbrach ihn plötzlich der Xaveri; „aber wenn ich wüßte, daß es einem Menschen etwas nützen und vielleicht den einten oder andern von einem bösen Fehler kurieren könnte, so wollte ich auch noch eine Geschichte erzählen, von der ich das Meiste miterlebt habe, aber ihr müßt mir 's Maul halten und niemanden etwas davon sagen, sonst kommt die Sache noch in den Kalender und das möchte ich um alles Geld nicht haben." „Kathrini, hol eine Maß Most," befahl der Vater, „damit's dem Xaveri beim Erzählen nicht z'trocken wird, und jetzt Xaveri, mach' keine Flausen; du weißt ja, daß wir b'haben gnuog sind und nichts ausplaudern. Erzähl' du nur!" „Ja, Xaveri, erzähle, erzähle!" schallte es rings um den Tisch und der Hülpi-Xaveri konnte nicht anders, er mußte der allgemeinen Bitte nachgeben.

II. Was der Hülpi-Xaveri von einem mutwilligen Buoben zu erzählen weiß.

Nachdem der Hülpi-Xaveri einen kräftigen Schluck Most genommen und sich auf seinem Stuhl zurecht gesetzt hatte, fing er an zu erzählen:

„Ich weiß nicht, ob ihr, Vater, den Dublenmeinrad noch gekannt habt. Die Zähne thun ihm schon lange nicht mehr weh und seine Dublonen, von denen er den Namen hatte, liegen schon lange, lange nicht mehr auf einem Haufen. Damals, vor vielen Jahren, da waren sie noch hübsch beisammen, und der Meinrad sorgte dafür, daß ihre Zahl nicht ab, sondern von Jahr zu Jahr immer mehr zunahm. Er hatte ein prächtiges und sauberlediges Heimen; sein Sennten war das schönste weit und breit; kurz, er war ein gemachter Bauer, der Dublen-Meinrad. Eines allein hat ihm lange Zeit zu seinem Glück gefehlt, der Meinrad hatte keine Kinder und das war für ihn ein schrecklicher Verdruß. Nach ein paar Jahren aber wurde sein Herzenswunsch erfüllt, er bekam einen Buob und zwar einen kräftigen, kerngesunden, kugelrunden Meinradli. Ihr könnt euch denken, wie lieb das Buobli war. Die Basen im ganzen Kanton liefen zusammen und staunten das Wunderkind an und jede entdeckte eine neue Schönheit, einen neuen Vorzug an ihm. Trotzdem zeigte der Dublonenprinz außer einem kräftigen Körper wenig hervorragende Eigenschaften, er war ein Buob, wie andere auch, nur war alles schön, was er that, alles gescheid, was er sagte, alles erlogen, was Lehrer und Nachbaren über ihn klagten. Wenn der Meinradli die alte Katze mit Steinen bombardierte und die Hühner überall herumsteickte, so lachte der Vater, daß ihm die Thränen über die Backen herabliefen. Wenn der Meinradli Händel anfing, die andern Buoben prügelte und biß, so sagte der Dublen-Meinrad: „My Buob ist der Stärchst i dr ganze Uerthi, de Niederhostet-Chlaus hed er nundig überriehrt, wen-er hed wellä." Ja, der erfreute Vater munterte sein Söhnchen zu solchen Heldenthaten sogar auf: „Nimmä-nur, gib-em nur! Hau-em, steck-em d'r Böllä, schlach-em d'r Haaggä!" Alle Hunde im Dorfe kannten den Meirädl schon von weitem, mit ihnen lebte das Bürschchen in beständigem Kriege und der Pfarrer mußte seinen Schnauzeli wegthun, weil der schlimme Buob dem armen Tier ein Bein zerschlagen hatte. Beim Schlittenfahren im Winter wußte keiner besser den Buoben und Meitlenen ihre Schlitten umzuwerfen, daß sie überpurzelten; er warf nicht nur zahllose Fensterscheiben mit Schneeballen und Steinen ein, sondern traf auch einst das Lenzen-Trineli so

in's Auge, daß es zum Doktor mußte und sein Lebtag halb blind blieb. Wenn der Lehrer den Meiradli bestrafte oder der Pfarrer ihn in der Christenlehre zurecht wies, so wurde der alte Dublen-Meinrad unsinnig bös und begehrte auf und schimpfte, daß seinem Buobli immer Unrecht geschehe. Ein starker, hübscher Buob war der Meirädl, selb ist wahr, und als er aus der Christenlehre kam, war er schon größer als der Vater und lüpfte schwerer, als der stärkste Knecht. In der Schule war des Dublen-Meinrads Buob freilich nie ein Bickel gewesen; als er daraus entlassen wurde, konnte er mit Not Gedrucktes lesen, aber weder einen Heustock noch eine Atzung ausrechnen. Eine Handschrift hatte er, daß sein Geschreibsel aussah wie ein frischbeschneites Gartenbeet, auf dem die Hühner herumgelaufen sind. Aber der Meinrad war ein baumstarker Bursche, trug am Finger einen silbernen Schlagring und im Häggeln und Schwingen war ihm weitumen keiner Meister. Das freute den alten Dublen-Meinrad mehr, als wenn sein Sohn ein Schriftgelehrter geworden wäre.

Als der Meirädl aus der Christenlehre entlassen war, mußte er im folgenden Sommer z'Alp, damit er im Herbst desto eher als Aelplerbeamter gewählt würde.

Veri hatte kaum noch Zeit, sich hinter eine Wettertanne zu flüchten.

Damals hatte der Dublen-Meinrad einen Knecht, man sagte ihm nur „der fryn Veri" wegen seiner Friedfertigkeit und Gutmütigkeit. Der fryn Veri und der Meirädl kamen aber mit einander nicht gut aus. Wenn der Meirädl den Bäri neckte, die Rinderli mit den Schuhen traktierte und mit dem Vieh grob umging, da verwies es ihm der Knecht und sagte, wer ein Tierli plagen könne, der sei auch keines Menschen Freund; so etwas zeuge von einem bösen Herzen und aus Buoben, die so etwas thun, gebe es nur böse und grobe Menschen, die gern andere quälen und plagen, wo sie könnten. So sagte der Veri dem Meirädl die Meinung, und darum konnte der Meirädl den Veri nicht leiden und suchte ihm z'Leid zu werchen, wo er nur konnte.

Eines Tages, es war um Mariä Geburt herum, da mußte der Veri mit einer Burdi Anken nach Maria-Rickenbach zum Kreuzwirt, denn die Kreuzwirtin wollte Krapfen machen und dazu braucht es Anken. Um rechtzeitig beim Melken wieder daheim zu sein, hielt sich der Veri in Rickenbach nicht lange auf. Nachdem er den Schoppen Most, den ihm die Wirtin aufstellte, ausgetrunken und in der Gnadenkapelle noch ein paar Vater unser gebetet hatte, trat er den Heimweg an. Schon hatte er den Buchholzbach überschritten und den Waldbruder links oben mit einem fröhlichen Jauchzer begrüßt, als er plötzlich erschrocken stehen blieb. Von der nicht mehr weit entfernten Hütte her ertönte das laute Brüllen eines Stieres, der schnaubend und in wütenden Sprüngen den Abhang herunterrannte. Der zu Tod erschrockene Veri hatte kaum noch Zeit, sich hinter eine Wettertanne zu flüchten, als der Muni, noch immer fürchterlich brüllend, in einiger Entfernung an ihm vorüberrannte und in wildem Sprunge über einen hohen Tossen hinabstürzte. Der Veri zitterte am ganzen Leibe, so war er erchlüpft. Als er sich wieder gefaßt hatte, lief er an den Rand des Tossens, über welchen der junge Stier verschwunden war, und schaute hinab. Da lag unten an der turmhohen Felsenwand des Dublen-Meinrads Muni, der bei der letzten Stierenzeichnung ein Prämie gezogen hatte, z'Hudlen und Fetzen verschlagen. Der Veri hätte brieggen mögen, so dauerte ihn das schöne Tier, und als die andern Knechte kamen und das Muneli todt im Schrachen unnen liegen sahen, da meinte der Toni, der

Senn, im ersten Unwillen, man sollte den Meirädl auch grad appen riehren, 's wär', Leut und Vieh nicht zämeng'rechnet, wenig schad für ihn. „So, so," sagte der Veri, „steckt der Meirädl wieder hinter der G'schicht?" „Fryli ist es wieder ein Stückli von ihm," entgegnete der Toni. „Schon lange hat er das Tier gehetzt und geneckt und vorig hat er ihm einen Bitz brennenden Zundel unter den Schwanz gelegt. Da ist der Stier wie unsinnig wild geworden, kannst denken, und ist nidsi g'sprungen. Vom Aufhalten war keine Rede mehr. Der Meirädl aber hat g'lacht, wie verrückt und seine Freude g'habt, wie das Stierli so brüllte und Totz über Totz den Berg hinunter sprang. Ich denke, der Alt wird wenig Freud dran haben, wenn er vernimmt, wie's 'gangen ist. Aber es geschieht ihm recht, es war ja eister alles schön, was der hübsch Meirädel ang'stellt hat." „Weißt was," sagte der Veri drauf, „einem solchen Buoben gehörte die Rute und das erst noch tüchtig." Wie sich der Veri nach diesen Worten umkehrte, so stand hinter ihm der Meirädl, der eben herbei gekommen war und Veris letzte Worte gehört hatte. Ihr könnt euch denken, was für Augen das Bürschlein machte und wie es den vorlauten Knecht nicht gar fryn anschaute. Der Veri kümmerte sich aber wenig drum und ging ruhig seines Wegs.

Mit dem Meirädl ist's aber drauf nicht besser geworden. An Kraft hat er freilich noch zugenommen, leider aber nicht an Verstand, und hätte es doch so notwendig gehabt. Bald machte er einen dümmern Streich nach dem andern. An allen Chilwenen und vor allen Meitlifenstern fing er Händel an, so daß man ihn nur mehr 's Dublen-Meinrads Cholderi nannte. — Wie er diesen Namen immer mehr verdiente, will ich euch später erzählen," sagte der Hülpi-Xaveri und stand auf. „Vielleicht komme ich am Nachmittag noch einmal herüber, jetzt muß ich heim, hab's dem Burdisack-Toni versprochen. B'hüet ech Gott mitenand."

III. Mit wem der Veri im Ghirmhüttli untergestanden ist.

Nach dem Zabig kam der Hülpi-Xaveri wieder zum „Nußdütschen" und kaum war er recht abgesessen, so fingen Buoben und Meitschi an zu mieden, daß er ihnen von des Dublen-Meinrads Meirädl weiter erzähle. Der Hülpi-Xaveri meinte aber, es wäre ihm lieber, er hätte mit der dummen G'schicht nie ang'fangen; es komme allerlei drin vor, was so junge Leutchen, wie der Melk und 's Kathrinili und 's Babili nicht zu wissen brauchten. Aber er habe einmal A gesagt, drum müsse er auch B sagen. Uebrigens könnten grad die Buoben etwas draus lernen, b'sunders was für Unheil ein Cholderi oft anrichte und wie er sich g'wöhnlich selber strafe. „He so no-so-deh," sagte also der Xaveri, „so loset jetzt weiter."

Der alte Dublen-Meinrad hat unsinnig wüst gethan, als er vernommen, wie sein schöner Muni erdrohlet sei und wie sein Buob selber das Tier über einen hohen Tossen g'sprengt habe. Er kam gleich tags darauf in die Alp und las dem Meirädl die Leviten, aber der Junge lachte dem Vater in's Gesicht hinein; er habe mit dem Muneli ja nur seinen G'spaß getrieben; es möge sich doch auch vertragen, deßwegen so wüst zu thun; es gebe noch andere Muni gnuog auf der Welt u. s. w. Wer aber dem Dublen-Meinrad die ganze Geschichte berichtet und nichts verheimlicht und vermäntelt hatte, das war der Veri gewesen. Das wußte der junge Meirädl. Jetzt hatte der Knecht böse Lebdig auf der Alp droben. Wo er nur immer konnte, suchte der Cholderi mit ihm anzubinden, ihn aufzuziehen und zu necken. Der Veri aber war arig gnuog, er ging dem Meirädl aus dem Weg, und that, als hörte er es nicht, wenn ihm dieser wüest sagte. Gottlob! es ging ja nicht mehr lange, so zog man wieder in den Boden hinab. Seinen Platz beim Dublen-Meinrad hatte der Veri auf den Herbst gekündet und zwar nicht nur deßwegen, weil er es neben dem Cholderi nicht mehr aushalten konnte; der Veri hatte im Stillen noch einen andern Grund, er wollte nämlich eine eigene Haushaltung gründen. Da er stets hauslich und sparsam gewesen war, auch etwas weniges ererbt hatte, so hatte er nach und nach einen hübschen Batzen Geld erhauset und dachte nun dran, ein Heimeli zu kaufen und zu bewirtschaften. Das Anneli auf'm Holderrainli brachte ihm einst auch noch öppis in's Haus und so hing Veris Himmel voll Baßgeigen.

Wer war aber das Anneli auf'm Holderrainli und war es mit dem Veri schon versprochen? Grad zum Versprechen war's zwischen Beiden noch nicht gekommen, denn der Veri hatte noch nicht 's Guraschi g'habt, das Anneli z'fragen und 's Anneli hat sich natürlich auch nicht selber angetragen. Ein braves Meitschi war es; grund-

brav, g'schaffig und fromm, das gerade Gegenteil von seiner jüngern, erst achtzehn Jahre alten Schwester, dem Seppeli. Wenn die Beiden am Sonntag zur Kirche gingen, so hätte man sie kaum für Schwestern gehalten. Anneli war sehr einfach gekleidet, während das Seppeli aufgeputzt war, wie eine Stadtdame. Anneli hatte die Haare grad hindern gestrichen, beim Seppeli hingen die Haarrölleli sorgfältig geordnet über die niedere Stirn herab und während das Anneli wegem Beten den Gottesdienst besuchte, war es dem Seppeli mehr darum zu thun, sich in seinen hübschen Kleidern den Leuten und b'sunders den jungen Buoben zu zeigen. Es gab auch genug Buoben in der Gemeinde, die dem närrschen Holderrain-Seppeli nachenliefen und ihm den Hof machten, aber einer der eifrigsten war des Dublen-Meinrads Meirädl, der Cholderi. Freilich um's Seppeli umen hütete sich der Bursche zu choldern und wenn er mit dessen Mutter redete, da konnte er schier wie ein Heiliger thun. Die beiden Meitschi auf dem Holderrainli besaßen nämlich nur mehr die Mutter, der Vater war schon längst gestorben. Grad die Gescheideste war aber die Mutter nicht, sie hatte am Seppeli den Narren gefressen, während sie das Nänni nicht leiden konnte. Die Leute sagten auch, die ältere Tochter habe mehr dem Vater nachg'schlagen, der ein grundbraver, bei allen Menschen geachteter Mann gewesen war, das Seppeli aber glich der Mutter tupfeben. He so nu-so-deh, — das waren also die beiden Meitschi auf'm Holderrainli und das ältere, das Anneli hatte den Veri gern und der fryn Veri konnte sich schier kein größeres Glück denken, als wenn er das Anneli zur Frau bekäme.

Bei den Aelplern war zufällig auch der fryn Veri.

Wie aber die Beiden einander kennen gelernt haben, das muß ich denk auch noch sagen. Etwa zwei Jahre früher, als die G'schicht mit des Dublen-Meinrads Stier vorgefallen war, sind eines Tages die beiden Schwestern nach Rickenbach gewallfahrtet und als sie wieder heimgingen, in ein fürchterliches Wetter hineingekommen. Zum Glück waren sie nicht weit vom Ghirmhüttli und suchten dort Schärmen. Im Ghirmhüttli aber saßen schon ein paar Aelpler. Als die Meitschi zu ihnen kamen, fing einer gleich an, die Beiden zu necken und dumme Späße zu machen: sie werden wohl um einen Mann gebetet haben, z'Rickenbach oben u. s. w. Das Anneli wurde füürchrebsrot und wäre gern in den Boden hineingeschliffen, aber das Seppeli war gar nicht schüch, lachte aus vollem Halse und gab gehörig umen. Bei den Aelplern war zufällig auch der fryn Veri und als die G'späße immer gröber wurden und 's Anneli schier zu brieggen anfing, da wurde der fryn Veri doch taub und sagte es den andern gradusen, wie es keine Art habe, so zu reden und so die Saumelchtern zu läuten. Das Anneli warf dem Veri einen dankbaren Blick zu und dieser Blick hat ihm ein Loch in's Herz gebohrt und das Anneli ist seither nicht mehr aus seinem Sinn gekommen. Bald darauf begegnete ihm dasselbe wieder einmal, als Veri von der Alp heimgekehrt war und dankte ihm, daß er sich seiner angenommen habe. Kurz und gut, seit der Zeit haben sich die Zwei oft gesehen und der Veri ist hie und da auf den Holderrain hinaufgegangen. Das eine Mal hat er nachgefragt, ob sie kein junges Muschazeli hätten, im Spicher des Dublen-Meinrad seien so viel Mäuse und er habe g'hört, auf'm Holder-

rain hätten sie apparti gute Katzen. Ein anderes Mal fragte er nach, ob sie Anken brauchen könnten zum Einsieden, der Dublen-Meinrad habe noch vorigen und möchte ihn gern verkaufen." Jetzt machte der Veri eine Pause, um zu verschnaufen; der Vater merkte aber bald, was dem Erzähler fehle und nachdem 's Kathrini eine Maß Most zum z'Füsi auf den Tisch gestellt, bekam auch der Xaveri neues Leben.

IV. Wie der Veri unter die Nachtbuoben geraten ist.

„Noch jemand anders," fuhr der Xaveri fort, nachdem er einen herzhaften Schluck genommen hatte, „noch jemand anders kam fleißig auf den Holderrain und hatte dort viel zu thun, und das war des Dublen-Meinrads Meirädl. Nachdem derselbe einen Sommer lang z'Alp gewesen, wurde er im folgenden Herbst drauf zum Aelplerbeamten gewählt. Er mußte daher ein Meitschi haben für den Aelplertanz. Das Meitschi, auf das es aber der Cholderi abgesehen hatte, war Annelis Schwester und das Seppeli war bald einverstanden und griff mit beiden Händen zu. Die Mutter war vor Freude närrisch, daß ihre Tochter einen so vornehmen, so hübschen und so reichen Liebhaber aufgegabelt hatte. Der Meirädl wurde gut aufgenommen, wenn er z'Stubeten kam, und das Seppeli konnte nicht genuog zuochen tragen, Mandelkernen und Baslerläckerli, Rosoli und Zuckerzeug.

Das blieb natürlich nicht unbekannt; bald wußte es des Hornußen-Hansen Wisi und das Leimboden-Chlari, 's Endifinken-Babi und 's Brotschi-Beth, und wie ein Lauffeuer kam es in der ganzen Uerthi herum, 's Dublen-Meinrads Buob sei mit des Holderrain-Chlausen Seppeli versprochen und nächste Faßnacht schon sei die Heirat. Die Leute schüttelten den Kopf und meinten, das sei allweg früh gnuog g'heiratet, keins von Beiden sei zwanzig Jahre alt, die werden einander bald verleiden, daß Gott erbarm. Prügel werde das Seppeli öppe auch noch gnuog bekommen vom Cholderi und die roten Bäggeli werden ihm schon noch vergehen.

Solches und noch vieles andere redeten die Leute. Das mußte natürlich auch dem frynen Veri zu Ohren kommen, wenn er schon nicht mehr beim Dublen-Meinrad im Dienst war und für sich allein hauste. Das Anneli hatte es ihm gesagt und beide zusammen erchlüpften beim Gedanken, einst einen solchen Schwager zu bekommen. Man hörte eben allerlei, das deutlich genug bewies, daß der Meirädl immer noch der alte Cholderi sei und die Buobenschuhe noch nicht abgezogen habe. Seitdem man ab den Alpen gefahren war, kamen wieder allerlei Nachtbuobenstücklein vor. Bald war während der Nacht ein Haag ausgerissen, ein Brunnentrog verschleift oder ein Gaißstall abgedeckt worden, bald fand man die Kühe in den Gäden losgebunden oder die Portli offen, wo Vieh in der Atzung war und einmal wurden sogar den Rossen auf der Allmeind die Schwänze abgeschnitten. Man munkelte allerlei und hie und da hörte man ziemlich laut sagen, da sei gewiß des Dublen-Meinrads Cholderi nicht weit davon gewesen. Händel gab es auch genug und das Vorgruippen während der Nacht nahm immer mehr überhand. Einmal ist ein Nachtbuob dem Schynigen-Franz bei finsterer Nacht, als er für seine Mutter sel. den Herr zum Auströſten holen wollte, in die Beine geschossen und hat ihn auf den Rücken geworfen. Der gute Franz war seither gar nicht mehr zweg und bekam zuletzt eine Rückenschnurkrankheit, an der er als junger Familienvater nach jahrelangen Leiden starb. Eine Zeitlang lief auch der Meirädl mit einem blauen Auge herum, es sei ihm ein Dachziegel drauf gefallen, sagte er, aber es glaubte es ihm niemand.

Nach drei Königen, anfangs der Faßnacht ging der Veri auch wieder einmal zum Anneli auf den Holderrain. Die Mutter und das Seppeli machten zwar chybige Gesichter und ließen es deutlich genug merken, daß sie den Besucher in's Pfefferland wünschten. Das Anneli war freundlich, aber doch etwas einsilbiger als sonst und man merkte es ihm an, daß es etwas auf'm Herzen habe. Aber gesagt hätte es doch nichts, auch als die Mutter und das Seppeli zu Bett gegangen waren und es allein beim Veri in der Stube saß. Der Veri wußte aber gleichwohl, wie Mutter und Schwester das arme Meitschi traktierten, es seinetwegen verschüpften und aushudelten, wo sie nur konnten. Das müsse ein Ende nehmen, dachte er bei sich und heute noch müsse sich das Anneli entscheiden, ob es ihn wolle, oder nicht. — Wie er so recht übelfeil war, wie er seine Sache vorbringen wolle, hinterm Tisch auf der Bank hin und herrutschte und mit dem Zeigfinger allerlei Figuren aus dem Most, den das Anneli beim Einschenken verschüttet hatte, auf den Tisch malte, da klopfte es plötzlich so heftig an die Fenster-

scheibe, daß die Beiden erschrocken auffuhren. Draußen aber, auf dem Vorläubli stand jemand und rief: „Ist der fryn Veri nid da? Er soll doch um der tusiggottswillen g'schwind zum Griengruoben-Caspar überen cho, 's ist eine Kuh am Kalbern!"

Der Veri, gutmütig und dienstfertig wie er war, besann sich nicht lange und ahnte nichts Böses. Er sprang sofort auf und eilte hinaus. Das Anneli hatte nicht mehr Zeit, ihm zu zünden. Kaum war er aber zur Thüre hinaus, da hörte es einen lauten Schrei und einen Plumps, wie wenn ein schwerer Gegenstand in's Wasser fällt. Gleichzeitig erschallte ein lautes Gelächter und ein höllisches Gejohl, daß das Anneli unmäßig erchlüpfte und vor Schrecken das Licht fallen ließ.

Zwischenhinein schrie eine heisere Stimme:

Äs sind zwäi Liäbsti
zämä cho,
Abr ai gar nid
hibschi,
'S äint as wenä
Däglstock
'S andr wenäs
Ditschi!

's Anneli jastete ganz sturn in der Stube herum, suchte Zündhölzli und fand keine, endlich entdeckte es solche auf der Herdblatte und machte Feuer. Wie es aber zur Hausthüre herauszündete, stieß es erschrocken einen Schrei aus. Die hölzerne Haustiege, welche zum Vorläubli hinaufführte, war weggenommen und an deren Stelle stand die große Waschstande mit Gülle gefüllt. Offenbar hatten die Nachtbuoben die Stande aus dem nahen Waschhüsli leise herbeigebracht und sie, nachdem sie die Stiege entfernt hatten, so aufgestellt, daß der Veri, wenn er zur Hausthüre hinauskam, hineinstürzen mußte. Aber wo war jetzt der Veri? — Niergends zeigte sich eine Spur von ihm. Hatten ihn die Nachtbuoben gepackt und fortgeschleppt? Eine namenlose Angst überfiel das Anneli, es lief zur Mutter in die Kammer und weckte sie. Mit hastigen Worten erzählte es, was vorgefallen war und selbst die Mutter und das Seppeli hatten Mitleid mit ihm und dem armen Veri. Das Seppeli aber sagte leise und ängstlich zu sich selber: „Wenn nur der Meirad nicht bei ihnen ist!""

Der Hülpi-Xaveri machte eine Pause und 's Babeli meinte, es sei Zehn gegen Eins zu wetten, daß niemand anders, als des Dublen-Meinrads Buob dem Veri diesen Streich gespielt habe. Aber der Xaveri solle doch im Erzählen fortfahren, er werde wohl wissen, wie es dem Veri weiter ergangen sei und das wundere sie doch auch.

„Für heute thut's es," sagte der Hülpi-Xaveri und stand auf. „Wenn morgen wüst Wetter ist, so komme ich gegen Abend wieder zu euch und will euch dann b'richten, was weiter geschehen ist. Für heut', gute Nacht mitenand!"

Wie es zur Hausthüre hinauszündet, stieß es erschrocken einen Schrei aus.

V. Wie's dem Veri weiter ergangen ist und warum 's Anneli eine Wallfahrt verspricht.

Das Babeli konnte des andern Tages den Abig schier nicht erwarten, bis der Hülpi-Xaveri endlich nach dem Essen kam und sich zu uns setzte. Natürlich war Babelis erste Frage, wie's dem Veri g'gangen sei am selben Abend, wo ihn die Nachtbuoben unsen g'sprengt und ihm die Falle gestellt haben, daß er in die Waschstande fiel. Der Hülpi zog ganz gemütlich sein Pfeifchen hervor, stopfte und zündete es an, dann endlich fuhr er in seiner Erzählung fort. „Ja, ja, dem Veri, dem ist's schlecht gegangen am selben Abend, er ist nicht nur wüest in die Gülle inen

gumpet, sondern er ist dabei auch so unglücklich g'fallen, daß er ein Bein brach und sich sonst noch nicht wenig verletzte. Er schrie um Hilfe, aber die Nachtbuoben, es mögen ihrer drei oder vier gewesen sein, schrieen und brüllten wie besessen und lachten den Veri nur aus. Nachdem sie den armen Tropf geneckt und verspottet hatten, packten sie ihn bei Arm und Beinen, rissen ihn aus der Stande und riefen höhnisch: „Mer wend dich jetzt abtröchnen!" Drauf zogen sie den armen, jammernden Veri durch's Gestrüpp und über Stock und Stein den Rain hinunter und ließen ihn dort geschunden und zerquetscht halbtodt am Boden liegen.

Eine Zeitlang muß der Veri ganz bewußtlos dagelegen sein — endlich kam er wieder zu sich. Wie er später selber erzählte, suchte er weiter zu schnaggen, vermochte aber kein Glied zu rühren und mußte so die ganze Nacht in ungeheuren Schmerzen liegen bleiben, bis am Morgen um 4 Uhr des Ruoßdili-Caspers ältester Buob, der Marti zum Hirten ging. Die hatten nämlich ihr Vieh im Zopfweid-Gaden eingestellt. Veri war halb erfroren und das linke Bein war so hart geschwollen, als es die Haut aushielt. Marti lief sofort heim und weckte den Wisel und diese zwei Brüder machten nun eine Art Tragbahre zurecht und trugen den jammernden Veri heim auf die Gutschen in der Stube. Der Ruoßdili-Casper, der inzwischen auch aufgestanden war, schickte sofort einen seiner Buoben zum Doktor. Sobald dieser gekommen war und den Veri untersuchte, so zeigte es sich, daß der arme Tropf das linke Bein gebrochen hatte und zudem war es ein Doppelbruch und das Bein schon so angeschwollen, daß man dem Veri Strumpf und Hosenbein mit einem Hegel aufschlitzen mußte. Auch andere nicht unbedeutende Wunden hatte der Veri beim Umenschleipfen durch die Nachtbuoben erhalten und der Doktor sagte gleich, es gehe, wenn's wohl wolle, mindestens zwölf Wochen bis der Veri wieder zweg sei und dann sei es erst noch ungewiß, ob dieser nicht für sein Lebtag eine Letzi davon tragen müsse. Der Ruoßdili-Casper war ein braver und ächt christlicher Mann und da er wußte, daß der Veri ein lediger Buob sei und niemanden daheim habe, der ihm luogen und die Abwart machen könnte, so behielt er den Kranken bei sich im Hause und ließ ihm im Stübli ein Bett aufschlagen und seine Frau, die Kathriseppä pflegte ihn, wie ihr eigenes Kind.

Hie und da kam auch das Anneli vom Holderrain zuochen, nachdem es erfahren hatte, daß der Veri bei des Ruoßdili-Caspers krank sei, um zu luogen, was er mache. Das waren allemal für den Veri freudige und doch auch wieder recht traurige Augenblicke. Das Anneli, ohnehin kein starkes, war seit dem Chlupf an jenem Abend gar nicht mehr zweg. Zuerst hatte es keinen Appedit und es drückte ihn's auf dem Magen. Am Abend fröstelte es, nachendanen fing es an zu hüesteln und spie sogar hie und da etwas Blut.

Aber das gute Meitschi dachte nicht an sich und seine Gesundheit; wenn nur der Veri wieder zweg sei, dann sei ihm alles gleich, sagte es. Seinetwegen sei der Veri unglücklich geworden und es wollte gern, weiß Gott was thun, wenn er nur wieder g'sund würde. Und damit das geschehe, hatte es selber eine Wallfahrt zur Mutter Gottes auf Rickenbach versprochen und sieben hl. Messen für die armen Seelen.

Natürlich blieb das Nachtbuobenstückli mit dem frynen Veri nicht unbekannt, es wurde sogar polizeilich geklagt und der Veri auf seinem Schmerzenslager verhört, aber was wollte er sagen? Es war am selben Abend so dunkel gewesen, daß Veri keinen seiner Angreifer zu erkennen vermochte; den Stimmen nach hätte er wohl gemeint, es sei dieser und jener, unter ihnen namentlich auch der Meirädl, aber Bestimmtes dürfte er doch nicht behaupten. Auf dieses und noch andere Angaben hin, wurden einige junge Burschen, unter ihnen auch der Cholderi, eingesteckt. Aber die Nachtbuoben verrieten einander nicht, aus dem Meirädl war nichts heraus zu bringen, er muggete nur etwas, wenn ihn der Polizeidirektor fragte. Als er, um ihn mürbe zu machen, acht Tage lang nur Wasser und Brod bekam und in den Turm appen g'hyt wurde, da machte er erst recht den Grind und sagte gar nichts mehr. Nach vier Wochen Untersuch wurde der Cholderi mit Verdacht entlassen, seine Kameraden hatte man schon früher laufen lassen. Nach und nach kam die Sache wieder in Vergessenheit, die Leute hatten bald wieder über etwas anderes zu reden und so dachte an den Veri niemand mehr.

Drei Monate lang hatte der Kranke gelitten und geduldet, endlich ging es besser, er erholte sich wieder, aber grüseli langsam. Beim Ruoßdili-Casper war er nur etwa 14 Tage gelegen, dann hatte man ihn in den Spital gebracht, wo es

ihm an guter Pflege nicht fehlte. Als der Austagen da war, konnte der Veri wieder ein wenig umenhülpen, aber an's Heimgehen, oder gar an's Schaffen durfte der Arme noch lange, lange nicht denken. Die Kosten für seinen Aufenthalt im Spital fielen ihm daher immer schwerer und er sah, wie sein mühsam erhausetes Geldlein immer mehr zusammenschrumpfte. Damit schwand die Hoffnung, das Anneli zu heiraten, zumal da er ja ein Krüppel war und das gute Meitschi selber kränkelte. Das machte dem armen Veri schier mehr Kummer, als alles andere und oft saß er stundenlang im Lehnsessel neben dem Bett, stierte in den Boden hinein und überließ sich trübselig schwarzen Gedanken.

Inzwischen war auch der Sommer genaht und die Aelpler fuhren z'Alp; da wollte dem Veri schier das Herz brechen, wenn er ein Senten vorbeifahren und die Schellen und Triechlen erklingen und die Sennen lustig jauchzen hörte.

Auch des Dublen-Meinrads Meirädl war wieder z'Alp gefahren und die Leute im Boden waren froh, daß der Cholderi wenigstens für eine Zeitlang fort war. In allen Wirtshäusern hatte er Händel angefangen, überall, wo es Prügel gab, war er dabei gewesen, der Erste beim Austeilen, aber auch nicht der Letzte, wenn sie wieder umen gegeben wurden.

Als der Herbst gekommen war und der Veri sich so weit erholt hatte, daß er seine Behausung beziehen und sich selber verpflegen konnte, da dachte das Anneli daran, sein Versprechen zu halten, zumal, da es ihm den Sommer über mit der Gesundheit etwas besser gegangen war. Merkwürdiger Weise wollte auch das Seppeli mit, aber lieber nicht an einem g'wöhnlichen Werktag, sagte es. Es wollte am liebsten an einem Feiertag nach Rickenbach wallfahrten, z. B. an Mariä Geburt, und droben z'Predigt und im Amt sein; die Klosterfrauen könnten so apparti schön orgeln und singen, hab' es gehört. Das Anneli hatte freilich keine Ahnung, warum seine Schwester präzis am Muttergottestag nach Rickenbach hinauf wollte; hätte es aber nur ein wenig nachgedacht, so wäre ihm vielleicht in den Sinn gekommen, wie an diesem Tage auch die Aelpler in die Kapelle zum Gottesdienst kommen mußten und wie's am Nachmittag gewöhnlich im Wirtshaus lustig herging. Gewiß hatte der Meirädl schon b'richtet und das Seppeli b'stellt; aber das gute Anneli merkte nichts und um seiner Schwester gefällig zu sein, stimmte es ihrem Plane bei.

VI. Ein Muttergottes-Tag und wie er geheiliget wurde.

In Rickenbach hatte es am Feste Mariä Geburt unvernünftig viel Volk; die ganze Kapelle war g'stecket voll und der Siegrist mußte auch noch die Seitenthüre aufthun, weil noch viele Leute draußen standen und die Predigt anhören wollten. Selbes Mal hat ein Kapuziner gepredigt und im ersten Teil gesagt, warum man Maria verehren müsse; im zweiten Teil sprach er davon, wie diese Verehrung beschaffen sein solle. Dabei gab der Prediger ganz deutlich zu verstehen, wie schändlich es sei, wenn sogar an Muttergottes-Festen und an Wallfahrtsorten Händel und Streitigkeiten an der Tagesordnung seien. Wie vom Händeln die Rede war, da steckten die Aelpler ihre Köpfe zusammen und der Toni gab dem Sepp-Migi, welcher sanft eingeschlummert war, einen gehörigen Puff und sagte leise zu ihm: „Jetzt chunt's!" Der Meirädl im hintersten Stuhl zupfte den Gnurggi-Wisel am Aermel und streckte den Hals, wie ein Huhn beim Wassersaufen. Der Prediger aber fuhr fort und sagte, es sei doch kurios, daß es Leute gebe, die am Morgen in die Kapelle kommen und beten: „Heilige Mutter, erflehe mir Gesundheit!" und am Nachmittag schlagen sich die gleichen Menschen halb z'tod. Ein anderer bete: „Hilf mir, Gnadenmutter! daß ich Glück habe mit dem Viehstand und aus meinen Schulden herauskomme!" Der Gleiche aber verluodere am nämlichen Tag sein Geld im Wirtshaus, fange Händel und Prozesse an und wolle lieber seine beste Kuh dran setzen, als nachgeben und Frieden machen. Noch allerlei sagte der Kapuziner vom Heiland am Kreuze und von der Mutter Gottes unter dem Kreuze und den Juden in der Nähe des Kreuzes, von ihrem Schelten, Spielen und Fluchen. Da hat der Eine und Andere gedacht, der Geistliche habe nicht so Unrecht. Er ist darum nach dem Gottesdienst still heimgegangen oder hat ein Schöpplein getrunken im Kreuz drüben und nicht mehr und ist nachher ruhig seinen Weg gewandert.

Der Meirädl aber und seine Kameraden hatten sich die Predigt bei weitem nicht so zu Herzen genommen. Schon in der Kapelle hatten sie genug zu luogen und einander z'stüpfen, als sie die beiden Holderrain-Meitschi erblickten.

Von der Predigt hörten sie nicht mehr viel und was sie noch hörten, fiel auf felsenharten Boden. Nach dem Gottesdienste paßte der Meirädl natürlich auf die beiden Schwestern und als sie zur Kapelle herauskamen, war er gleich bei ihnen und lud sie ein, mit ihm in's Wirtshaus zu kommen. Das Anneli wollte absolut nicht; sie müßten heim, sagte es; sie hätten es der Mutter versprochen und die warte mit dem z'Mittag auf sie. „Ihr werdet doch nicht nüchter den Berg appen wollen, das lasse ich nicht zu!" eiferte der Meirädl. „Wir haben etwas genommen, als wir herauf gekommen sind," sagte das Anneli, aber das Seppeli fuhr ihm gleich übers Maul. „Mag sich wohl vertragen, wegen dem Löffel voll Suppen und Brösmeli Käs und Brod. — Ich hab' einmal Hunger und Durst bekommen vom Beten. Meinetwegen geh' du nur heim, ich finde nachher den Weg schon allein." Ob diesen Worten seiner Schwester erschrack das Anneli. Um alle Welt wollte es das Seppeli beim Meirädl nicht allein lassen; drum machte es aus der Not eine Tugend, gab nach und ging mit. Ich denke aber fast, 's Seppeli und der Meirädl hätten es lieber gesehen, wenn 's Nänni nicht mitgekommen wäre.

Im Kreuz waren schon viele Leute, meistens Aelpler beisammen und als des Dublen-Meinrad's Buob mit den beiden Meitschenen erschien, streckte Alles die Hälse. Das schien dem Cholderi zu gefallen; gravitätisch schritt er durch die Wirtsstube hindurch, nahm an einem Tische an der Wand Platz, und bestellte Suppen und Schafbratis, Roten und Nachtisch. Die Gläser wurden zuerst halb mit Zucker gefüllt, dann der schwere dicke Italiener eingeschenkt und so, mit Zucker vermischt, getrunken. Das Seppeli war bald g'fürigrot, wie ein Ziegeldach und selbst das Anneli, das nur ganz bescheiden vom Wein versuchte, bekam nach und nach rote Backen. Dran mochte wohl die Hitze in der Stube, aber auch noch etwas anderes schuld sein. Am andern Tisch saß nämlich der Dudelsack-Heiri und sang allerlei Liedli; eben gab er wieder eins zum besten:

„Gottlob und Dank
Bi nimmä chrank!
Mag wieder äs Bitzili ässä.
Ha usmä Viärtel Chnöpfli g'macht
Und alli fuiber g'ässä."

Das Anneli meinte fast, das Liedli gelte ihm, drum wurden seine Backen so rot. Jetzt ging's immer lauter zu. Bald kamen Meirädls Kameraden und setzten sich an den gleichen Tisch. Der Meirädl aber saß obenan, wie ein Landammä, kommandierte und führte das große Wort und stürzte ein Glas Roten nach dem andern hinunter. In einer Ecke saß der Landjäger und erzählte seinem Tischnachbar, wie er da sei, um eine kompakte Ordnung aufrecht zu erhalten. Wo der Cholderi umen sei, da dürfe man nicht trauen. Der Meirädl aber schimpfte, als er den Landjäger sah: „Was hed der da obe z'thuo? der hätt' chönne drheime blibä!" Immer neue Gäste rückten an. „He da, Tönel, Migi, Jaggi, hierher, hier ist noch Platz!" schallte es den Eintretenden entgegen. „Nur hie zuoche!" brüllte der Cholderi und rückte auf die Seite. Immer mehr füllte sich die große Wirtsstube und dem Anneli wurde es immer ängster, immer heißer. „Jetzt müeßen wir aber g'wiß heim," sagte es, „was wird au d'Muotter sägä, wemmer so lang nid chömmid." „Miera," lachte 's Seppeli, „mier isch hie wohl gnuog; ich dänkä, mier chemid eister nu tags dr Berg abbe." „Mier miend gwiß hei," sagte nochmals 's Anneli, „mier wird's schlecht i dem Glärm, i der Hitz!" Dabei fuhr es mit dem Nastuch nach den Augen, aber der Meirädl lachte und schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Jetzt äxtra nu ä Halbi — hüt bin ich Meister!"

Am andern Tisch saß des Steffennazis Karli; er hatte schon lang dem Meirädl und den beiden Meitschenen zugluogt und mit seinen Nachbaren hibscheli g'redt und g'lacht. Der Dudelsackheiri saß auch bei ihnen — jetzt kehrte er sich um, und sang gegen Meirädl's Tisch hinüber:

„Mi Schatz isch än Ängl,
Äs wunderscheens Chind,
Hed fürroti Bäggili
Und Rellili am Grind."

Schallendes Gelächter belohnte den Sänger; der Meirädl aber biß die Zähne zusammen und ballte die Faust. Plötzlich stand des Steffennazis Karli auf, nahm sein Glas und forderte die beiden Holderrain-Meitschi auf, ihm Bescheid zu thun. Drauf kam er auch zum Meirädl und pütschte mit ihm an. „Hest hübschi Meitschi bie dr! Wo hesch die ufgablet?" „Das gad di nid a, weisch!" gab Meirädl zurück. „He, he! Nur nid so hitzig!" lachte der Karli. „Hesch guot g'alped hür?" „'s passierd," erwiederte der Cholderi, „aber ich dänkä, wenn mer's besser verstande hättid z'tribe, oder besser g'wißt z'unkle, 's wär au besser gangä!" Das

war ein Schimpf, den der Karli wohl verstand, aber er sagte nur: „Mach' keine Dummheiten!" „Ich mache keine Dummheiten!" schrie Meirädl. Da schallte ein langgezogener Ton, wie das Brüllen eines Stieres vom andern Tisch herüber und „der Muni, der Muni!" lachte und tobte die Menge. Der Meirädl zitterte an allen Gliedern voll Aufregung, — da flog, von unsichtbarer Hand geworfen, ein Mandelkern daher, dem Cholderi mitten in's Gesicht. Wüthend sprang der Getroffene auf, ergriff sein Glas und schlug damit dem ahnungslosen Karli auf den Kopf. Jetzt brach der Sturm los; die beiden Meitschi schrieen laut auf und flohen zur hintern Thüre hinaus. Der Meirädl mit seinen Kameraden stürzte sich auf den Karli und die Aelpler, welche zu ihm standen. Tische wurden umgestoßen, Gläser und Flaschen zerschlagen, Stuhlbeine ausgerissen, es hagelte Schläge und in der Ecke stand der Landjäger und schrie in den Tumult hinein: „Händ dr Friede! Kompakte Ordnung!" „Uisä, uisä mit'm Cholderi, g'hiädä uisä!" schallte es und Totz auf Totz flog der Meirädl zur offenen Stubenthüre hinaus.

Sie führten ihn zum Brunnen hinter der Kapelle.

Gefährlich war's nicht gegangen, der Cholderi hatte ein paar Tüchtige hinter die Ohren bekommen und blutete aus der Nase, aber sonst war ihm nichts weiter geschehen. Wütend sprang er vom Boden auf und wollte gleich wieder in die Stube hinein, — aber die andern Burschen, denen die Geschichte nicht recht war, hielten ihn fest und führten ihn zum Brunnen hinter der Kapelle, damit er sich das Blut aus dem Gesichte wasche.

Am Brunnen standen auch die beiden Meitschi, vor Angst zitternd, und baten unter Thränen den Meirädl, er solle doch der tusiggottswillen nimmä inä gah. „Äxpräß gangi, die Hudelhünd hend mer nid vorz'ha, die Schelmä! Inä wil-i!" Während der Cholderi so aufbegehrte, kam der Landjäger aus dem Wirtshaus und suchte ihn zu beschwichtigen. „Sei vernünftig Meinrad!" sagte er, „es ist wegen der kompakten Ordnung. Mach' keinen Grampol. Luog, wenn's nicht aufhört, so muß ich chlagen, dann gibt's Prozeß und G'schichten." „Miera gäbs G'schichten, mi Alte ist richä gnuog, dene Hudle dä Prozäß z'mache — und du hest mer nid z'befäle, mit diner vertrakte Ordnig!" So wurde lange hin und hergestritten. Auf einmal zeigte sich der Cholderi ganz ruhig. Er sagte den beiden Schwestern, sie sollten jetzt heim, er gehe auch gleich in d'Alp zurück. Wirklich verabschiedete sich der Meirädl von den beiden Schwestern; diese gingen langsam den Berg hinunter, während er selber den Weg nach dem Steinalperwald hin einschlug.

Für ein Stündchen war Ruhe in der Wirtsstube eingetreten. Des Steffennazis Karli hatte eben sein Schöppli ausgetrunken, war aufgestanden und wollte gehen, da erschien plötzlich der Cholderi wieder unter der Thüre. Er hatte inzwischen Hilfstruppen geworben und war mit fünf, sechs handfesten Aelplern zurückgekehrt, um sich zu rächen. Trotzig setzte er sich mit seinen Begleitern an den Tisch, ohne den Karli zu grüßen und als dieser sich zum Gehen anschickte, rief er ihm höhnisch zu: „Gält, dui gahst! Hest kei Guraschi meh? Ist d'r 's Härz i d'Hose g'hid!" Auf diese Worte hin drehte sich der Karli wieder um und nahm nochmals Platz. „Meinst öppe ich verchlüpfe ab so eim, wie dui?" sagte er und bestellte eine Halbi Roten. Jetzt gab ein

Wort das andere; da wurde der Karli auch wild: „Dui witt halt nur Händel!“ schrie er, „aber weißt was, mier chaust's nid mache, wie dem fryne Veri! — Mich g'hist nid i d'Gülle, Cholderi!“ Jetzt ging's los. „Was hani g'macht?“ brüllte der Meirädl. „De Veri hest dui g'lähmt, — das hest! I cha's bewise! Da, dr Landjäger g'hört's — i säg es nu einist: de Veri hest g'lähmt, dui Nachtbuob!“ Jetzt stürzte der Cholderi mit seiner Bande auf den Karli los, diesen unterstützten hinwiederum seine Kameraden — bald wälzte sich ein förmlicher Knäuel von Ringenden durch die Wirtsstube. Man brüllte und stampfte, fluchte und stöhnte. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde von den Wänden gerissen und damit der Karli und seine Genossen trischagget. Der Landjäger schrie aus vollem Halse: „Händ de Friede, ihr Lüt, und kompakte . . . .!“ Er konnte nicht mehr ausreden — sondern lag bereits, von einer starken Faust getroffen, unterm Tisch. „Jesus, Maria!“ schrie plötzlich der Karli, „ich ha ne Stich!“ und sank todtenbleich zu Boden. Da stutzte der Meirädl, da stutzten seine Kameraden. Der Wirt und die andern Aelpler eilten auf den Karli zu, der Landjäger unterm Tisch richtete sich langsam auf — ein Stillstand trat ein, plötzliche Ruhe . . . Jetzt zog sich der Meirädl mit seinen Begleitern zurück — mit zerrissenem Hemde und zerschlagenen Gliedern; er war wieder einmal Meister geworden, aber wie?“

Dem Hülpi-Xaveri war sein Pfeifchen ausgegangen. Er zündete es nicht mehr an, sondern sagte uns gute Nacht, nachdem er versprochen, am folgenden Abend seine Erzählung zu beenden.

VII. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.

Als der Hülpi-Xaveri am folgenden Abend sein Pfeifchen gestopft und sich bequem zurecht gesetzt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort: „Man sagt allemal, „„der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht““ und „„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher““. Das hat sich an des Dublen-Meinrads Meirädl offen gezeigt. Hört nur, wie's weiter gegangen ist. Todtenbleich lag des Steffennazis Karli auf'm Boden der Wirtsstube zum Kreuz in Rickenbach. Er hatte einen Stich in den Bauch bekommen, auf der linken Seite. Es floß etwas Blut aus der Wunde, besonders wenn man drückte. Sofort schickte man nach dem Dokter und als dieser denselben Abend noch auf den Berg hinauf kam, fand er den Karli von einem starken Frost ergriffen, und von heftigem Erbrechen geplagt. Es sei eine Bauchfellentzündung hinzugetreten, sagte der Doktor, das sei gefährlich. Uebrigens hätte der Karli am Stich allein schon grad todt auf dem Platze bleiben können. Viele Wochen schwebte Karli zwischen Leben und Tod, erst nach einem Vierteljahr wurde es allmälig mit ihm besser. Unterdessen war der Meirädl wieder auf'm Rathaus droben; dort war er ja schon bekannt mit der Gegend. Wieder gab es lange Untersuchungen und Verhöre, wieder muggete der Meirädl etwas umen und suchte sich herauszuwinden, aber es gelang ihm schlecht. Viele Zeugen wurden vorgeladen, auch der fryn Veri mußte in's Verhör und die ganze Nachtbuobengeschichte vom vergangenen Winter kam wieder auf's Tapet. Ich will's kurz machen und gleich sagen, wie der Prozeß endigte. Der Meirädl konnte sich nicht sauber waschen, er kam gehörig in die Patsche. Dem Veri mußte er den ganzen Doktorlunten, die Verpflegung im Spital und eine schöne Summe Schmerzengeld zahlen. Die Schlägerei auf Rickenbach und die Verwundung Karlis kam vor's geschworne Gericht, das den Meirädl als der That unter mildernden Umständen, weil er gereizt worden sei, schuldig erklärte und neben anderem zu einer Entschädigung von 1500 Franken an den Karli verurteilte. Die Leute schimpften und meinten, der Cholderi hätte in's Zuchthaus gehört und der alte Dublen-Meirad that wie unsinnig, er zahle nichts für seinen Buob, der könne es im Zuchthaus abverdienen. Wie es aber ernst wurde, that er doch seinen Geldsäckel auf und blechete für seinen ungeratenen Sohn; vielleicht ist es ihm in den Sinn gekommen, er sei eigentlich selber schuld, daß der Meirädl nicht besser ausgefallen sei. Zu den Aelplern ging der Cholderi nicht mehr, aber untereinist verkündete der Pfarrer am ersten Sonntag in der Faßnacht den Meirädl und das Holderrain-Seppeli als Hochzeiter. Daß über die Zwei viel g'redt wurde, brauche ich nicht zu sagen; Hübsches war's wenig, was man von dem Päärchen sagte, aber die Leute haben auch gar böse Mäuler. Beim Hochsig gings gar vornehm her; da gab es allsis gnuog und getanzt wurde auch bis zum frühen Morgen. Die Holderrainfrau war auch dabei und aufgeputzt, wie ein Pfau, während das Anneli daheim im Bette lag und grüseli elends und

schwachs um baldige Erlösung betete. — Noch jemand fehlte beim Hochsig und das war der Dublen-Meinrad. Seit sein Buob gerichtlich bestraft worden war, war der Vater gar nicht mehr zweg, fiel aus den Kleidern und ging umher, wie der Schatten an der Wand. Selbst am Geld hatte er keine Freude mehr. So lange sein Meinradli noch klein war, hat er gehauset und gespart, als aber der Buob älter geworden war, da ging's mit dem Vermögen hindersi, er kümmerte sich um nichts mehr und war endlich froh, daß sein Stündlein schlug. —

So kam das junge Paar bald in's Leid. Zuerst starb das Anneli und hinter seinem Sarge ging der fryn Veri und brieggete wie ein Kind." — Der Hülpi-Xaveri hielt inne und klopfte sein Pfeifchen aus. In der Stube war es müüselistill — und 's Babeli wischte sich mit der Hand die Augen, als wäre das Anneli seine eigene Schwester gewesen. Der Hülpi-Xaveri aber hatte lange an seiner Pfeife umen zu stopfen und zu putzen, — bis er endlich wieder weiter fuhr: „Auch der Dublen-Meinrad ist bald darauf erlöst worden, und der Meirädl und 's Seppeli haben nicht gar fast briegged, sich aber um so mehr im Stillen auf das hübsche Erbe und die Säcke voll Dublonen g'freut. Wie machten aber die jungen Leute große Augen, als sich zeigte, daß fast gar kein baares Geld vorhanden, die Zinsbücher gar nicht in der Ordnung und alles drunter und drüber war. Jetzt ging das Lamentieren los und der alte Meinrad blieb unterem Boden nicht sicher. Die Schwiegermutter stüpfte und stichelte, das Seppeli jammerte und jauselte, der Meirädl war taub und gab keinem ein rechtes Wort. — Ein halbes Jahr verging, da hieß es auf einmal, des Dublen-Meinrad's Hof sei verkauft und der Meirädl ziehe mit seiner jungen Frau zur Schwiegermutter auf'n Holderrain.

Aber auch auf dem Holderrain blühten dem Meirädl keine Rosen. Je mehr sich Seppeli als junges Meitschi aufgeputzt hatte, um so schmutziger war es jetzt als Hausfrau. Von der Haushaltung verstand es nichts und zum Arbeiten war es zu faul. Schimpfte der Mann, so henkte es ihm das Maul an, und dieser gab nicht vor und nach, sondern cholderte und polterte und schlug mit den Fäusten drein. Die Kinder starrten vor Unrat und im Hause sah es aus, wie in einem Hühnerstall. In Alles hinein regierte die Schwiegermutter und wenn die Weiber zusammenstanden, zog sogar der Cholderi nicht selten den Kürzern.

Das schwere Steinfuder glitt plötzlich sausend vorwärts.

So hatten die beiden den siebenjährigen Krieg mit einander bereits durchgemacht und besser war es nicht geworden, wohl aber von Tag zu Tag schlimmer. Wieder war der Winter gekommen und auch die Zeit war nicht mehr ferne, wo vor 10 Jahren der fryn Veri von den Nachtbuoben über den Holderrain hinuntergedröhlt worden war, als der Meirädl eines Morgens früher als gewohnt zur Arbeit ging. Unten am Rain stand ein Gädeli, das dem Meirädl gehörte, aber schon lange einzustürzen drohte. Endlich nach jahrelangem Zögern hatte sich der Besitzer entschlossen, am nächsten Frühling dasselbe zweg machen zu lassen. Schon waren die Steine hinterem Gaden auf'm Holderrain gesprengt und mußten nur noch den Rain hinuntergeschlittelt werden. Da der Cholderi keinen Arbeiter anzustellen vermochte, so wollte er die Arbeit selber besorgen und belud

den Schlitten tüchtig mit Steinen. Es war grimmig kalt, der Boden hartgefroren. Meirädl hatte sich mit einem Schnaps gestärkt, denn seine Frau war noch nicht aufgestanden und kein Kaffee bereitet. Mit Anstrengung aller Kräfte brachte er den Schlitten bis zur Stelle, wo der Rain sich zu senken begann, ein Ruck noch und das schwere Steinfuder glitt plötzlich sausend abwärts. Meirädl stemmte sich mit aller Kraft, um dasselbe in seiner Gewalt zu behalten, umsonst, immer rasender trieb die schwere Last vorwärts, jetzt ein gewaltiger Ruck — und der Schlitten fuhr krachend an einen aus dem Boden vorstehenden Felsblock, dröhnend rollten die Steine vom zerschellten Schlitten nnd wälzten sich polternd über den unglücklichen Fuhrmann dahin. — Mit Blut überströmt, vom Steingerölle halb bedeckt lag Meinrad am Fuße des Rains, auf den Trümmern des geborstenen Schlittens, stöhnend und ächzend; eine der Stellstangen war dem Unglücklichen tief in den Unterleib gedrungen. Bis zum Zopfweid-Gaden drang der Jammerruf des mit dem Tode ringenden Meirädl; rasch eilte von dort Hilfe herbei — doch zu spät. Entsetzliche Angst und Todesschrecken verzerrten das Antlitz des Sterbenden. — „Jesus, Maria, jammerte er . . . . ich ha's verdient — hier — ist auch der Veri gelegen! . ." Das waren Meirädl's letzte Worte. — Als der Pfarrer, den man rasch herbeigeholt hatte, ankam, stand er vor einer Leiche."

Der Erzähler schwieg, er hatte geendet. Gottes furchtbares Strafgericht hatte auf uns alle einen tiefen Eindruck gemacht — nur der Gedanke tröstete uns, daß der arme Sünder nicht ohne Reue gestorben sei. — „Und der Veri?" fragte endlich der Vater nach langem Schweigen — „was ist aus dem Veri geworden?" „Der Veri?" fuhr der Hülpi nach einigem Zögern fort. „Der Veri blieb ledig, nachdem ihm der liebe Gott sein Anneli genommen hatte. — Er behielt ein krummes Bein sein Lebenlang, aber auch ein gutes Gewissen, weil er keinem Menschen etwas zu Leid that und kein Cholderi war. Jetzt wißt ihr auch warum er heute noch der Hülpi-Xaveri heißt und damit Gott befohlen und gute Nacht allerseits."

Rezept für einen tüchtigen Gemeinderath. Nach einem alten, erprobten Rezepte soll man den Gemeinderat aus folgenden Gewerbetreibenden zusammensetzen: 1. Aus einem Krämer, weil dieser alles genau abwägt; 2. aus einem Instrumentenmacher, weil er immer neue Saiten aufziehen kann; 3. aus einem Schuster, weil er weiß, wo der Schuh drückt; 4. aus einem Schlosser, weil er immer Aufschluß geben kann; 5. aus einem Küfer, weil er alles reiflich überlegt; 6. aus einem Wundarzt, weil er für jede Wunde das rechte Pflaster weiß; 7. aus einem Nagelschmied, weil er den Nagel auf den Kopf trifft; 8. aus einem Musiker, weil er Takt haben muß; und 9. aus einem Gastwirth, weil der, wenn er nur will, reinen Wein einschenken kann.

Berichtigung. Fremder: „Erlauben Sie, Nachtwächter, wie viel Uhr ist es denn?" — Nachtwächter: „Zwölf." — Fremder: „Danke, ich glaubte, es sei schon viel mehr." — Nachtwächter: „Ei, bei uns ist's nie mehr als Zwölf, denn nachher fängt es gleich wieder bei Eins an."

Probates Mittel gegen die Hundswut. Während eines Sommers, in dem die Tollwut unter den Hunden bedenklich grassirte, empfahl ein einsichtsvoller Mann in Süddeutschland ein „unfehlbares Mittel wider die Tollwut der Hunde", gegen Einsendung eines gewissen Betrages. Hunderte sandten den gewünschten kleinen Betrag und erhielten dafür brieflich folgenden Rat: „Man schneide dem Hunde den Schwanz dicht hinter den Ohren ab."

Ein schwieriger Fall. Ein Arzt erhielt spät am Abend eine Karte von zwei andern Aerzten: „Komm' doch noch ein Bischen in die Kneipe, uns fehlt ein dritter Mann zum Jaß!" „Liebe Frau," sagte der Arzt, „ich werde nochmals fortgerufen; es scheint ein schwieriger Fall — es sind schon zwei Aerzte dort!"

Hilfe. Ein Witzbold sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft schlecht ging: „Dem können zwei Menschen helfen, nämlich ein Jäger und ein Schuster: der erstere mit einem **Vorschuß**, der zweite mit einem **Absatz**.